

Predigt zu Lk 15,1-7

Liebe Festtagsgemeinde,

sind Sie schon einmal ausgegrenzt worden, weil Sie den kulturellen oder religiösen Anforderungen ihrer Mitmenschen nicht genügt haben? Konnten Sie schon einmal die Erfahrung machen, dass sich Ihnen Türen verschlossen haben, weil Sie in Ihrem Leben etwas falsch gemacht oder einem Anforderungsprofil nicht genügt haben?

Ich persönlich habe solche Erfahrungen selbst im Bereich des Christentums bereits machen können. Als ich vor einigen Jahren mit Studenten auf dem orthodoxen Mönchsberg Athos war, haben wir versucht, uns so gut wie möglich an die Anforderungen vor Ort anzupassen. Wenn sich Studenten freiwillig dazu bereit erklären, sich auf die kargen Fastenmahlzeiten des Ortes einzulassen, bei glühender Hitze lange Wanderungen zu unternehmen oder gar morgens um 3.00 Uhr an einem mindestens dreistündigen Gottesdienst teilzunehmen, so ist das wohl keine Selbstverständlichkeit. Vielmehr habe ich die große Bereitschaft meiner jungen Reisebegleiter bewundert, sich auf diese Situation einzulassen. Umso größer war die Enttäuschung, als ich den Abt eines Klosters fragte, an welchem Platz in der Kirche wir am Gründonnerstagsgottesdienst teilnehmen dürften. Der

Gottesdienst sollte die ganze Nacht über gefeiert werden, und ich hatte mich gefreut, dass alle Studenten ihre Bereitschaft erklärt hatten, dabei zu sein. Die Antwort des Abtes war ernüchternd: „Wenn ihr das wirklich wollt, dann könnt ihr an dem Gottesdienst teilnehmen, vor der verschlossenen Kirchentür.“ Wohl gemerkt in einer zugigen, eiskalten Vorhalle der Kirche. Wir waren enttäuscht und auch ein wenig wütend. Wir fragten uns: Ist es akzeptabel, dass in diesem Fall Christen andere Christen von der Festgemeinschaft ausschließen, nur weil diese nicht in allen Beziehungen der Vorstellung ihres Gegenübers von einem richtigen Glauben oder gar einer rechten Kultur entsprechen?

Liebe Festtagsgemeinde: Die Botschaft Jesu beantwortet diese Frage ziemlich eindeutig. Hören wir auf die Worte des Lukas-Evangeliums im 15. Kapitel:

Lesung, Lk. 15,1-7

Liebe Festtagsgemeinde, nach dem Gleichnis Jesu ist derjenige, der aus dem Raster der Erwartungen und tradierten Vorstellungen herausfällt, der anders ist, der den Konventionen und Gepflogenheiten einer Gesellschaft nicht vollkommen entspricht, keineswegs verloren zu geben. In Jesus Geschichte geht es dabei nicht nur um die Ausgrenzung von Menschen, die aufgrund ihrer Konfession, ihrer Religion, ihrer

Hautfarbe oder ihres Vermögens bzw. ihrer Armut anders sind als die anderen. Die Pharisäer und Schriftgelehrten in unserem Text sind vielmehr um die Ausgrenzung von Menschen bemüht, die sich ganz bewusst durch ihre Berufswahl oder ihr ethisches Verhalten Gott bzw. dem religiösen System zuwider verhalten. Das Gleichnis vom verlorenen Schaf ist eine Anfrage nicht nur an eine religiöse, sondern vielmehr an jede Form von Gemeinschaft: Wie geht eine Gemeinschaft, eine Organisation, eine Gesellschaft auf der Basis der christlichen Botschaft mit Menschen um, die sich durch ihr eigenes Verhalten aus ihren angestammten Kreisen entfernt haben? Solchen Fragen haben wir uns nicht nur als Kirche, sondern auch als Universität, politische Gemeinde und selbst in der Familie immer wieder zu stellen. Dabei sind mir drei Punkte durch den Predigttext deutlich geworden: 1. Der gute Hirte, der hier als Vorbild dargestellt wird, bemerkt, wenn eines seiner Schafe auf der Strecke bleibt. 2. Er misst einem jeden Schaf, egal, wie gut oder wie schlecht es in die Herde passt, einen hohen Wert bei und freut sich 3. über jeden und jede, die er für die Herde hat zurückgewinnen können, auch wenn die Folgen einer solchen Reintegration noch nicht absehbar sind. Gehen wir die drei Punkte einmal im

Blick auf uns, die wir doch wohl alle keine Hirten mehr sind, durch:

1. Zunächst gilt es grundsätzlich zu bemerken, wenn jemand auf der Strecke bleibt. Das lässt sich am Beispiel der Universität am besten illustrieren. Wie viele Kommilitoninnen und Kommilitonen kommen im Kontext Universität nicht mehr mit, und keiner bemerkt das? Ich erinnere mich noch an meinen Studienfreund Christian. Er galt als einer der Besten in meinem Freundeskreis. Wenn er ein Referat hielt, waren wir anderen beeindruckt. Und wenn er sich im Seminar oder in der Vorlesung äußerte, auch. Er hatte immer die neuesten und besten Literaturtipps und galt als einer der fleißigsten Studierenden. Und doch: Nach über 15 Semestern Studium – so lange konnte man ohne modularisierte Studiengänge ja ohne Schwierigkeiten studieren – stellte sich heraus, dass er noch keine einzige Seminararbeit geschrieben hatte. Nach weiteren fünf Semestern war er endgültig zum ewigen Studenten geworden. Seine Eltern finanzierten ihn nicht weiter und setzten ihn schließlich vor die Tür – sie konnten wohl auch nichts anderes machen. Noch heute hangelt er sich mit Gelegenheitsjobs durchs Leben. Nun, unsere neuen Studiengänge könnten so etwas ja verhindern. Weder die Professoren brauchen sich mehr Sorgen um das

Fortkommen der Studierenden zu machen noch die Kommilitoninnen und Kommilitonen. Diese neue Sicherheit trägt freilich: Es gibt nach wie vor viele Studierende, die auf der Strecke bleiben, die es einfach nicht schaffen, ihre Studienleistungen rechtzeitig einzubringen. Die Angst vor dem eigenen Ungenügen oder vor dem endgültigen Abschluss einer Arbeit treibt häufig in die Verzweiflung und nicht selten auch in den Abbruch des Studiums. Wie quälend ist es, wenn sich ein immer unüberwindbarer Berg von noch zu bewältigenden Leistungen vor einem auftut – das gilt nicht nur für Lernende und Lehrende, das gilt wohl für jeden von uns. Es ist und bleibt auch trotz neuer Studienordnungen und gesellschaftlicher Absicherungen eine wichtige Aufgabe für uns alle, für Professorinnen und Professoren und alle anderen Lehrenden, aber auch für Kommilitoninnen und Kommilitonen, aufmerksam zu sein für den- oder diejenige, die verloren zu gehen drohen. Es gilt aufmerksam für alle diejenigen zu sein, die in einer großen und manchmal auch recht anonymen Universität mit über 23000 Studierenden nicht so recht klar kommen.

2. Jesus geht es in seinem Gleichnis nicht nur darum, dass es notwendig ist, sich dem Bedürftigen, Hilflosen oder auch Ausgegrenzten zuzuwenden. Vielmehr geht es

ihm auch darum, einen solchen oder eine solche neu und anders wahrzunehmen. Der vollkommen veränderte Blick auf den anderen, das macht ein wesentliches Element des Evangeliums und auch einer durch dieses geprägten Gesellschaft aus. Entscheidend ist hier nicht der Blick auf die vermeintlichen Sieger in unserer Gesellschaft, die Leittiere, diejenigen, die ihr auf den ersten Blick besonders dienen und förderlich sind. Entscheidend ist vielmehr der Blick auf diejenigen, die die Gesellschaft und die Gemeinschaft besonders brauchen. Diese Perspektive ist zweifelsohne provozierend, und sie stellt unsere Orientierung an Leistung, Fortschritt, Exzellenz und Stärke immer wieder in Frage. Noch während meiner Münchener Assistentenzeit hat der Ethiker an der dortigen Evangelisch-Theologischen Fakultät einmal gesagt: Es ist ein Problem, dass sich Kirche immer an den Gestrandeten und Außenseitern orientiert. Die Kirche der Zukunft hat sich vielmehr auf jene auszurichten, die in München täglich das Licht an- und ausmachen. Liebe Festtagsgemeinde, eine solche Aussage mag zwar der Förderung der Stellung der Kirche in der Gesellschaft dienen. Sie entspricht aber nicht der Botschaft des Gleichnisses vom verlorenen Schaf. So anstößig das für die meisten von uns, die es geschafft haben, auch sein

mag: Der besondere Blick des Hirten gilt gerade nicht den Alpha-Tieren. Auch über die freut er sich, sicher! Ein guter Hirte ist jedoch dankbar für jedes Schaf, dass er in seiner Herde hat. Die besondere Aufmerksamkeit gilt aber jenen, die verloren zu gehen drohen, die sich nicht wehren können, die schwach und hilfsbedürftig sind. Auch sie sind ein wertvoller Teil nicht nur der Kirche, sondern auch der Gesellschaft überhaupt. Die Begründungen dafür, sich den Menschen am Rande zuzuwenden, waren in der Geschichte des Christentums vielfältig. Schon früh setzte sich die Vorstellung durch, dass es gut ist, den Bedürftigen zu helfen, weil einem das selber den Weg ins Himmelreich öffnen würde. „Wenn Du einem Fremden Gastfreundschaft gewährst, dann ist für Dich auch schon ein Gästezimmer im Paradies bereit!“ Der heutige Predigttext argumentiert viel einfacher: Es ist gut, sich dem anderen zuzuwenden, weil er, wenn auch vielleicht nicht in der Gewinnerposition, doch wichtig ist. Auch ein einzelnes Schaf war in Israel zur Zeit des römischen Reiches ein wertvoller Besitz eines Hirten. Jeder Mensch ist ein guter und wichtiger Teil des Ganzen, soviel oder sowenig er auch dazu beitragen kann. Oder, um es mit dem Bild des Körpers zu sagen: Ein Körper braucht vermeintlich wichtigere und vermeintlich unwichtigere

Teile, um wirklich vollkommen zu sein. Er braucht solche wie Herz oder Kopf, bei denen sofort jedem und jeder einleuchtet, warum, aber er braucht eben auch jedes Härchen und jeden Fußnagel, um so zu funktionieren, wie er angelegt ist.

3. Noch ein drittes ist mir bei dem Bild vom Hirten wichtig: Der gute Hirte legt das Verlorene nicht nur liebevoll und unterstützend auf seine Schultern, er freut sich nicht nur selber darüber, sondern er fordert auch die anderen dazu auf, sich mitzufreuen. Integration, Reintegration ist mit festlicher Freude verbunden. Die Freude über die Gemeinschaft übersteigt alle Bedenken und Sorgen darüber, ob solch eine Gemeinschaft auch wirklich tragfähig ist. Der gute Hirte zweifelt nicht daran, dass die Wiederherstellung der Herde wichtiger ist als die Bedenken, ob der oder die Verlorene auch wirklich wieder ihren Platz in der Gruppe finden können. Liebe Festtagsgemeinde, das klingt alles einfacher, als es ist. Denken wir z.B. an die große Politik: Mit welchem enormem Aufwand ist da um das fast verlorene Schaf Griechenland in den vergangenen Wochen gerungen worden. Ein großer Einsatz wird von den übrigen EU-Staaten und damit auch von den Steuerzahlern geleistet, um die Europäische Gemeinschaft zu retten. Immense Opfer werden auch

der griechischen Bevölkerung abverlangt, um die Gemeinschaft, die europäische Herde, zusammenzuhalten. Denn es ist unumgänglich, dass derjenige, der der Herde verloren zu gehen drohte, sich auch aktiv wieder in sie einfügt. Können wir uns über das Ergebnis freuen? Ich als Theologe vermag die Situation weder ökonomisch noch politisch ausreichend zu beurteilen. Da gibt es sicher Berufenerer unter uns! Das Gleichnis Jesu fordert allerdings dazu auf, ein fröhliches Fest der Gemeinschaft zu feiern auch dann, wenn die gemeinsame Zukunft noch keineswegs gesichert ist, auch dann, wenn noch keineswegs klar ist, ob der Herde nicht sogar ein Schaden dadurch entsteht, ein Schaden, wenn ein lahmes oder eigensinniges Schaf wieder zu ihr zurückkommt. Die Freude über die Gemeinschaft mit allen, die zur Herde gehören wollen und das Ihre dafür zu tun versuchen, zählt hier mehr als die Sorge um die gemeinsame Zukunft.

Liebe Festtagsgemeinde, wer also nicht einfach bestehende Grenzen wie in dem eingangs erwähnten Athoskloster zementieren will, sondern sich darum bemüht, eine umfassende Gemeinschaft an der Universität, in der Familie und der Gesellschaft zu fördern, der schenkt auch denjenigen Aufmerksamkeit, die verloren zu gehen drohen. Es ist davon auszugehen,

dass auch der vermeintlich Schwache und Bedürftige einen wichtigen Stellenwert in der Gesellschaft haben. Und es ist prinzipiell Anlass zur Freude, wenn Menschen sich wieder in der Gruppe oder der Gesellschaft einfinden. Mit dem Vorbild des guten Hirten sind wir vor keineswegs immer leicht zu bewältigende Aufgaben gestellt. Wenn wir selber uns diesen Aufgaben nicht gewachsen fühlen sollten, dann, und erst dann, mögen uns die Worte des Wochenspruches ebenfalls aus dem Lukasevangelium trösten, der da lautet: „Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“ Amen